

Holger Heide:

Arbeitsgesellschaft und Arbeitssucht.

Die Abschaffung der Muße und ihre Wiederaneignung.*

Ich will im Folgenden die These vortragen, dass die moderne Arbeitsgesellschaft durch etwas grundlegend Pathologisches charakterisiert ist und dass Arbeitssucht daher nicht schlicht als Abweichung von einer „an sich gesunden“ Normalität aufgefasst werden kann. Dazu werde ich Aspekte der gesellschaftlich-historischen Entwicklung und solche der individuellen Sozialisation und den Zusammenhang zwischen beiden Dimensionen skizzieren. Die Durchsetzung der Moderne ist eine Geschichte der gewaltsamen Brechung von immer neuem Widerstand und damit eine Folge immer neuer Niederlagen. Die Arbeitsgesellschaft, in der wir leben, ist Folge eines tiefen kollektiven Traumas. Der Weg aus der Arbeitssucht kann nicht mehr als (Wieder-) Anpassung an die Normalität gedacht werden, sondern nur als Selbstfindungsprozess, der individuell wie gesellschaftlich Widerstand ist. Gegen die fragmentierte Besinnungslosigkeit gilt es eine neue Solidarität zu entwickeln.

Vormoderne Wirklichkeit

Juliet Schor konnte noch vor zehn Jahren mit dem Titel ihres Buches „The Overworked American“ (Schor 1991) und der Feststellung, dass die Menschen in der modernen Gesellschaft viel mehr arbeiten als die Menschen in früheren Jahrhunderten, einiges Aufsehen erregen¹. Dass eine solche Feststellung für Furore sorgt, muss einen Grund jenseits aller rationaler Erkenntnis haben.

Das Versprechen der Moderne, die mit der Aufklärung beginnt, sich über die industrielle Revolution fortsetzt, im Fordismus einen kurzen Höhepunkt erreicht und heute bei der sogenannten Globalisierung angelangt ist, ist die Befreiung des Menschen. Zum einen aus den Fesseln der Mythologie, zum Anderen aus denen der Arbeit. Aber schon die Aufklärung ist selbst ein Mythos (Horkheimer/ Adorno 1944, 3). Und das gilt um so mehr für das „Arbeitssparende“ der arbeitssparenden Maschinen: „Es ist fraglich, ob alle bisher gemachten Erfindungen die Tagesmühe irgendeines menschlichen Wesens erleichtert haben“ (John Stuart Mill, zitiert nach Marx 1973, 391).

In der mittelalterlichen Gesellschaft im Europa des 13. und 14. Jahrhunderts gab es zumindest für die Handwerker neben den selbstverständlich arbeitsfreien Sonntagen weitere etwa einhundert Feiertage. Aus dem Frankreich des *ancien régime* wird neben

¹ Schor bezieht sich zunächst auf den frappierenden Anstieg der Arbeitszeit im Umfeld von wachsendem Stress in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und wendet dann den Blick zurück in vorkapitalistische Zeiten.

den Sonntagen von 32 Erholungstagen und 38 kirchlichen Feiertagen berichtet. Und in Spanien erstreckte sich die Urlaubszeit nach zeitgenössischen Quellen gar auf fünf Monate im Jahr. Die tägliche Zeit und Intensität der Arbeit erstreckte sich über Jahrhunderte hinweg auf die Tagesstunden, unterbrochen von mehreren ausführlichen Mahlzeiten und Ruhepausen². Auf dem Lande wurde in der Haupterntezeit, wenn es „die Natur verlangte“ (Thompson 1980, 38) bis zu sechzehn Stunden gearbeitet, allerdings mit sehr vielen und recht ausgiebigen Pausen, normal vier Mahlzeiten, dazu oft noch ein oder zwei Erfrischungspausen. Das gehörte, wie Schor betont, zu den Rechten der Landarbeiter, auf deren Einhaltung sie selbst während der Haupterntezeit Anspruch hatten (Schor 1991, 46). In den weniger arbeitsintensiven Teilen des Jahres wurde ohnehin recht unregelmäßig gearbeitet. Thompson spricht von einer vorindustriellen, „natürlichen“ Zeit bzw. von „aufgabenbezogener Zeiteinteilung“: „Wo immer die Menschen ihren Arbeitsrhythmus (angepasst an den unregelmäßigen Zyklus der Arbeitswoche und des Arbeitsjahres, H.H.) selbst bestimmen konnten, bildete sich ein Wechsel von höchster Arbeitsintensität und Müßiggang heraus“ (Thompson 1980, 46). Die Menschen arbeiteten nur für ein als angemessen empfundenes Auskommen. Das konnte in „guten Zeiten“ am Ausgang des 14. Jahrhunderts bedeuten, dass viele nur 120 Tage im Jahr arbeiteten (Schor 1991, 47). „Unsere Vorfahren mögen nicht reich gewesen sein, aber sie verfügten über einen Überfluss an Muße“ (Schor 1991, 41). Trotz der schon für das 14. Jahrhundert dokumentierten Versuche, den Arbeitstag für Lohnarbeiter durch staatliche Vorschriften³ zu verlängern und zu verstetigen, erschienen in England selbst noch während des 18. Jahrhunderts, d.h. in der Zeit vor der industriellen Revolution, viele Arbeiter nur an vier Tagen in der Woche überhaupt zur Arbeit (Marx 1973 [1867], 290).

Für die Masse der kleinbäuerlichen Weber, die im Dienste von Verlegern standen, war es während des 18. Jahrhunderts selbstverständlich, dass sie ihre Arbeit für dringende Feldarbeiten solange wie nötig unterbrachen (Thompson 1987, 387). Bei aller zum Teil bitterer Armut gilt für den Beginn der industriellen Revolution, dass „das Jahr des arbeitenden Menschen immer noch aus Zyklen von harter Arbeit und schmaler Kost [bestand], unterbrochen von vielen Festtagen, an denen Essen und Trinken reichlicher vorhanden waren, Luxusartikel ... gekauft wurden, an denen getanzt, gefreut, gefeiert, gespielt wurde“ (Thompson 1987, 435).

Und noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beschwerten sich Fabrikbesitzer über den „unsteten Arbeitseifer von Handwerkern“: Spinner, die von der Belieferung der Weber lebten und infolge der Senkung ihrer Löhne in Not geraten waren

² Diese Aussage gilt unmittelbar für die handwerkenden Männer, zudem gibt es keine klare Trennung zwischen Arbeit und Muße, insbesondere in den Feierabendstunden erledigten die Menschen kleinere, durchaus ‚produktive‘ Tätigkeiten.

³ In England gab es das erste königliche „Statute of Labourers“ im Jahre 1349 (Marx 1970 [1867], 287).

als Arbeiter in einer großen Spinnerei eingestellt worden. „Nach einigen Wochen ...“, berichtet Andrew Ure, „brachen sich ihre unsteten Arbeitsgewohnheiten wieder Bahn und überzeugte sie selbst wie auch ihren Herrn, dass sie für eine Arbeit unter dem Pünktlichkeitsdruck der Antriebsmaschinen ungeeignet waren. Sie machten dann auch keine weiteren Anstrengungen, die neue Tätigkeit zu erlernen und kehrten in ihre träge Unabhängigkeit zurück“. Ure zitiert weiter ein junges Mädchen, das die Heimarbeit in bitterer Armut der Fabrikarbeit vorzog, mit den Worten: „„Es gefällt mir besser als die Fabrik, wenn ich auch nicht so viel verdiene. Wir haben zu Hause unsere Freiheit und essen unsere Mahlzeit nach unserer Bequemlichkeit, wenn sie auch gering ist““ Ure 1835b, 295). In dieser Zeit war der ‚Blaue Montag‘, ja sogar ein ‚blauer Dienstag‘ gang und gäbe. Für Frankreich zitiert Thompson eine Quelle mit der Feststellung: „Der Sonntag gehört der Familie, der Montag den Freunden“ (Thompson 1980, 46). Dabei hatte der ‚Blaue Montag‘ schon seit der einbrechenden Auseinandersetzung um die Anforderungen der neuen Zeit auch eine deutlich politische Dimension bekommen. Schon im 16. Jahrhundert war er für die Handwerksgesellen der freie Tag, an dem man sich traf, um kollektive Gegenwehr gegen Verstöße der Meister gegen tradierte Rechte zu organisieren (Dreßen 1982, 50 f.).

Ganz Ähnliches gilt für Japan. In der Edo-Periode (1603 – 1868) wird für städtische Händler und Handwerker von zwei bis drei arbeitsfreien Tagen pro Monat und zahlreichen weiteren, teils mehrere Tage währenden Festlichkeiten ihrer Gilden und Zünfte berichtet. Zum Tagesrhythmus gehörten bei insgesamt zehn Stunden mehrere reguläre Arbeitspausen, von denen die Mittagspause bis zu zwei Stunden betrug. In Osaka machten die Handwerker vom 25. Dezember bis zum 9. Januar Winterferien und vom 11. bis 20 Juli Sommerferien (Kato 1995, 2). Die Bauern, die ja die große Masse der Bevölkerung ausmachten, hatten Arbeitsrhythmen, die jahreszeitlich bedingt und weitgehend an das Tageslicht gebunden waren. Auch in den Dörfern gab es zahlreiche große Familienfeste wie Hochzeiten, Totentage usw. und dazu eine während der Edo-Periode ständig wachsende Zahl von Dorf-Spieltagen, die gegen Ende der Periode, also unmittelbar vor der die Industrialisierung einleitenden Meiji-Restauration, zwischen 60 und 80 Tage pro Jahr ausmachten (Kato 1995, 3).

Aus der Perspektive des Beobachters aus einer industriell weiter entwickelten Gesellschaft erscheint die „vorindustrielle Zeiteinteilung [als] verschwenderisch“ (Thompson 1980, 39), der Wechsel von Anspannung und Müßiggang erscheint als Faulheit. So machte die japanische Arbeitswelt auf europäische Beobachter selbst noch während des stürmischen Industrialisierungsprozesses um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert den Eindruck eines Landes der Faulenzer: „Der japanische Arbeiter ist kaum bereit, sich der militärischen Disziplin zu unterwerfen, die nach unseren Kriterien eine moderne Fabrik regieren muss“⁴. Dieselbe Beurteilung

⁴ Ein deutscher Beobachter, der sich einige Jahre in Japan aufgehalten hatte, zitiert bei Kato 1995, 3.

erfuhren dann drei Jahrzehnte später die koreanischen Arbeiter durch japanische Beobachter (Cumings 1997, 123). Diese Perspektive ist identisch mit derjenigen der offiziellen „Entwicklungspolitik“ heute⁵. Die Beobachtungen, die in vielen industriell unterentwickelten Ländern gemacht werden, zeigen, dass die Menschen nicht bereit sind, die Kapitalrationalität zu verinnerlichen, dass der Kapitalismus etwas ihnen Äußerliches bleibt, dessen Rahmenbedingungen sie zwar ausgeliefert sind, dessen restriktiven Eindringen in ihr Fühlen und Denken sie jedoch Widerstand entgegensetzen.

Die gesellschaftlichen Umwälzungen, deren Resultat die heutige Arbeitsgesellschaft ist, beginnen in der Renaissance mit den Erfahrungen der venezianischen mit den Prinzipien des Warentauschs. Indem sie die Gewinnspannen bei Seide und anderen exotischen Waren zwischen dem Orient und Europa nutzten, gelang es ihnen, ein (Handels-) Kapital zu schaffen, das ihnen so viel Macht verlieh, dass sie sich aus feudaler Abhängigkeit befreien konnten. Reichtum und damit Herrschaft unabhängig vom Boden, ja von Natur überhaupt, das war die Botschaft, die den Keim zur Auflösung der auf Naturalbasis gegründeten Feudalgesellschaft legte. Daraus konnte sich die Ideologie der grenzenlosen Beherrschbarkeit und Ausbeutbarkeit der Natur entwickeln. Beherrschbarkeit der Natur hieß aber wesentlich Beherrschbarkeit der eigenen inneren Natur. Selbstbeherrschung wurde so zur Kampfideologie des Bürgertums gegen die als „unbeherrscht“ erscheinende, nicht arbeitende und verschwenderisch lebende Feudalaristokratie.

In diesem Kampf nützten allerdings Selbstbeherrschung und Askese allein wenig. Das entstehende Kapital entwickelte eine soziale Dynamik, die sich nicht auf die Zirkulationssphäre einschränken ließ, sondern auf die Produktion übergriff. Das Bürgertum war angewiesen auf Sklaven und zunehmend auf „freie“ Lohnarbeiter⁶ und darauf, dass es gelang, diesen eine ausbeutbare Auffassung von Arbeitsdisziplin zu vermitteln. Die Bereitschaft zu disziplinierter Arbeit erwies sich als unverzichtbare Grundlage des Gebrauchswerts der Arbeitskraft und die Schaffung dieses notwendigen Gebrauchswerts der Arbeitskraft wurde zum entscheidenden Charakteristikum der Schaffung des Kapitalismus, d.h. der Arbeitsgesellschaft.

So bildete sich die moderne Form der Arbeit heraus. Das zünftige Handwerk der Städte wurde unaufhaltsam durch die neuen vom Handelskapital dominierten Gewerbe zurückgedrängt, die ihre ‚Arbeitskraft‘ aus den in die Städte strömenden ursprünglich unfreien ländlichen Arbeiter rekrutierten. Die Handwerksgesellen

⁵ Vgl. die anschaulichen Beispiele bei Thompson 1980, 60ff. Er zieht mit den Klagen über die Schwierigkeit, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mexikanischen Grubenarbeitern Arbeitsdisziplin zu vermitteln, unmittelbare Parallelen zum England des 18. Jahrhunderts.

⁶ Da zeigt sich die Kehrseite der Selbstbeherrschung, denn diese wird auch zur Wurzel der Vorstellung der bürgerlichen Ökonomie vom Menschen als dem Eigentümer seiner selbst, insbesondere in Form seiner Arbeitskraft (vgl. schon Locke 1668, Abschnitt 60).

sahen sich durch diese Konkurrenz der Gewerbe auf den Status einfacher ‚Arbeiter‘ herabgedrückt. Das war ein Prozess, der in Deutschland wenigstens vom 15. bis zum 17. Jahrhundert dauerte. Aus der Sicht der zünftigen Meister handelte es sich um einen Konflikt zwischen ‚werken‘ und ‚werben‘⁷, vom Charakter der gesellschaftlichen Tätigkeit her um einen solchen zwischen ‚werken‘ und ‚arbeiten‘. Während die durch die Reformation gestärkten protestantischen Auffassungen den traditionellen, mit Mühsal und Aufopferung verbundenen Begriff der Arbeit moralisch aufzuwerten suchten⁸, spielte sich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit ein Prozess der Herabstufung aller Tätigkeiten zur Arbeit ab⁹.

Die Zersetzung der alten Gesellschaft, die Auflösung der grundlegenden Lebenszusammenhänge, die zunächst von den meisten Menschen unbemerkt im Kampf der im Entstehen begriffenen Bourgeoisie um die Herrschaft in den oberitalienischen Städten begonnen hatte, weitete sich unaufhaltsam aus. Sie verlagerte ihrem Schwerpunkt in der Manufakturperiode nach Nordwesteuropa, nach Flandern, Nordfrankreich und nach England, griff von den Städten aufs platte Land über und erreichte schließlich ihre vorläufige Vollendung in der industriellen Revolution. Dies ist eine Beschreibung aus großem zeitlichem und emotionalem Abstand. Um das Wesen unserer heutigen Arbeitsgesellschaft zu verstehen, ist es nötig den Versuch zu machen, diesen Abstand zu verringern. Wenn wir etwas genauer hinsehen, werden wir aufmerksam auf die ungeheure zerstörerische Gewalt dieses historischen Prozesses.

Gewaltsame Umwälzung

Das erste Statute of Labourers in England wurde schon erwähnt. In einem folgenden Statute von 1360 erhielten die Meister ausdrücklich das Recht, „durch körperlichen Zwang Arbeit zum gesetzlichen Lohntarif zu erpressen“ (Marx 1973, 767). Das war der frühe Beginn. Dann folgten Jahrhunderte der massenhaften Vertreibung der Bauern und Häusler von Grund und Boden mit der Folge, dass Massen von Entwurzelten und Erniedrigten als vogelfreie Bettler, Räuber, Vagabunden umherzogen. Arbeit außerhalb der bekannten sozialen Umgebung, wo die Notwendigkeit der Arbeit noch unmittelbar einsichtig gewesen war und wenn sie das nicht war, auch nicht verrichtet wurde, war nur durch Einsatz brutaler Mittel von außen zu erzwingen.

Die auf der Grundlage der englischen Aufklärung um den Begriff der Arbeit herum entwickelte bürgerliche Gesellschaftstheorie hatte zunächst wesentlich ideologische

⁷ Aus dem zünftigen Handwerk wurde im Laufe dieses Prozesses ein ‚Gewerbe‘, ein bloßer ‚Erwerbszweig‘.

⁸ Luther führt mit seiner Bibelübersetzung den Terminus ‚Beruf‘ ein (Dreßen 1982, 13).

⁹ vgl. Krumboltz 1898, 440. Seit dem 17. Jahrhundert verdrängte im Hochdeutschen auch das Wort ‚arbeiten‘ die früher üblichen ‚werken‘ oder ‚schaffen‘.

Bedeutung. Sie entsprach dem Bedürfnis der Bourgeoisie, die von ihr geprägte neue gesellschaftliche Realität nicht nur als gerechtfertigt, d.h. als *rechtfertigbar*, sondern auch als real funktionierendes System selbst zu verstehen. Entscheidend für das neue Paradigma sollte zwar werden, dass es sich bei der Durchsetzung der neuen Produktionsweise bewährte. Es musste aber erst einmal die Bourgeoisie, das Subjekt des realen gesellschaftlichen Durchsetzungsprozesses, selbst „ergreifen“, ehe daran zu denken war, es gegenüber den anderen Klassen der Gesellschaft, vor allem gegenüber den Unterklassen, durchzusetzen¹⁰.

Das aufstrebenden Bürgertum konnte seine eigenen Interessen - vermittelt über die Begriffe Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - mit den Interessen der Menschheit schlechthin in Übereinstimmung sehen. Aber gerade daraus resultierte subjektiv ihr Totalitätsanspruch. Die historische Durchsetzung des kapitalistischen Paradigmas erfolgte durch äußeren Zwang, ja durch Terror im Zusammenhang mit dem Prozess, der distanziert-wissenschaftlich mit „Trennung von den Produktionsmitteln“ umschrieben wird. Denn die unteren Schichten, die die Last der Umwälzung zu tragen hatten, die das was die Bourgeoisie „Freiheit“ nannte, allenfalls als „Freiheit von Produktionsmitteln“ wahrnehmen konnten, versuchten, weiter nach den überlieferten Prinzipien ihrer „moral economy“ zu leben und leisteten einen zähen passiven Widerstand gegen die Zerstörung ihrer lebendigen sozialen Zusammenhänge¹¹. Hier lag der Kern des Klassenantagonismus: Mit dem Bürgertum und den arbeitenden Klassen prallten unterschiedliche Welten aufeinander.

Dieser ersten Periode offenen Terrors, der ‚Blutgesetzgebung‘, in der massenhaft Menschen geschlagen, ausgepeitscht, verstümmelt und auf grausamste Weise umgebracht wurden – zum Einen um die Unbrauchbaren schlicht zu beseitigen, zum Anderen um bei den Übrigen die Bereitschaft zur disziplinierten Arbeit zu erzwingen – folgten Perioden der pädagogischen Strafen und der Arbeits- und Industrieschulen. Der Hintergrund war, dass wegen der Expansion der kapitalistischen Produktion die Arbeitskräfte knapp und daher wertvoller wurden, Die Erziehung zur „zweiten Natur“ begann mit dem Zuchthaus, das in London im Jahre 1555 eröffnet und in dem öffentliche Hinrichtungen noch ausdrücklich als Teil eines Erziehungsprozesses eingesetzt wurden, dessen Ziel die Selbstregulierung war (Dreßen 1982, 20 ff). Noch im selben Jahrhundert entstanden weitere Zuchthäuser in vielen Städten auch auf dem Kontinent¹².

¹⁰ Thompson macht darauf aufmerksam, dass die Moralprediger im England des 17. Jahrhunderts immer noch wesentlich das Kleinbürgertum im Sinn hatten (Thompson 1980, 56).

¹¹ Dass es um eine andere Art zu leben ging, wird oft nicht deutlich genug gesehen, selbst nicht von Max Weber, wie in folgendem Zitat deutlich wird: „Überall wo der moderne Kapitalismus sein Werk der Steigerung der ‚Produktivität‘ der menschlichen Arbeit durch Steigerung ihrer Intensität begann, stieß er auf die unendlich zähen Widerstand ... präkapitalistischer wirtschaftlicher Arbeit“ (Weber 1968, 45)

¹² Nach 1604 wurde in Bremen ein Zuchthaus nach Amsterdamer Vorbild gebaut, das seinerseits auf das Londoner Vorbild zurückgeht.

Im Produktionsprozess selbst galt es vor allem Anderen, den Sinn für Pünktlichkeit durchzusetzen. Die Geschichte der „Werkglocken“ reicht bis ins 15. Jahrhundert zurück (Schor 1991, 50 f.) und schon für das Jahr 1700 konstatiert Thompson Betriebe, in denen die Disziplin mit Hilfe von Kontrollkarten, Aufsehern, Denunzianten, Fabrikstrafen und einer Fabrikordnung „so dick wie ein Gesetzbuch“ durchgesetzt werden sollten. (Thompson 1980, 51).

Im England vor der industriellen Revolution erwarben sich viele freireligiöse Vereinigungen, besonders jedoch die Methodisten, das Wohlwollen von Unternehmern wie auch der Behörden, indem sie durch Pamphlete und Predigten sowie durch die Einrichtung von Armen- und Sonntagsschulen für die Unterschichtkinder den Armen Pünktlichkeit und Disziplin näherzubringen suchten – übrigens nicht nur für die Fabrikarbeit, sondern auch für die damals noch verbreitete Heimarbeit und das heißt auch für das häusliche und soziale Leben, ja auch für die Feierstunden, den Sonntag usw. (Thompson 1987, 434). Die zeitgenössischen Pädagogen hatten dabei die Vorstellung einer „Gewöhnung“: „Die Schüler werden an frühes Aufstehen und Pünktlichkeit gewöhnt“ und die Begründung dafür, dass Kinder von über vier Jahren für 10 Stunden Fabrikarbeit und 2 Stunden Schulunterricht in die Arbeitshäuser gesteckt werden sollten, hieß es 1770 an anderer Stelle: „Es ist sehr nützlich, wenn sie auf irgendeine Art beschäftigt werden, wenigstens 12 Stunden am Tag, ob sie damit nun ihren Unterhalt verdienen oder nicht; denn wir hoffen, dass sich die auf diese Weise heranwachsende Generation so sehr an ständige Beschäftigung gewöhnt wird, dass sie diese zuletzt als angenehm und unterhaltend empfindet“ (Thompson 1980, 53).

Im Laufe dieses „pädagogischen Jahrhunderts“ (Dreßen 1982), verbreiteten sich von England aus Arbeitsschulen oder Industrieschulen, meist im Zusammenhang mit Waisen- und Armenhäusern über ganz West- und Mitteleuropa; in Böhmen z.B. gab es davon am Ende des 18. Jahrhunderts schon 674 derartige Schulen (Dreßen 1982, 178 f.). In den Arbeitsschulen soll „... der Geist der Arbeitsamkeit und der wohlgeordneten Tätigkeit erzeugt, durch regelmäßige Beschäftigung die Gesundheit gestärkt, die Kräfte des Leibes und der Seele vermehrt, die Gedanken und Begierden geordnet und heitere und fröhliche Menschen gebildet werden“ (Wienecke 1902, zit. nach Dreßen 1982, 180). Nach Ure ist das entscheidende Problem der Fabrik, „Menschen dazu zu bringen, auf ihre unstete Arbeitsweise zu verzichten und sich mit der unveränderlichen Regelmäßigkeit dieses komplizierten Automaten (eben der Fabrik, H.H.) zu identifizieren“. Er hielt es „fast für unmöglich, Personen, welche bereits über die Pubertät hinaus sind, ... zu nützlichen Fabrikarbeitern abzurichten“ (Ure 1835b, 14). Die Erziehung musste also bei den Kindern, je früher, desto besser, beginnen (vgl. Thompson 1987, 391). Dass es bei den Erziehungsmaßnahmen um mehr ging als um bloße „Gewöhnung“, deutet sich in den Schriften des besonders fundamentalistischen Predigers Wesley an: „Brich ihren Willen beizeiten. Beginne mit diesem Werk, bevor sie allein laufen können ... Lehre das Kind, wenn es ein Jahr

alt ist, die Rute zu fürchten und leise zu weinen; von diesem Alter an lehre es zu tun, was man von ihm verlangt, und wenn du es zehnmal hintereinander schlagen musst“¹³. Die Zerstörung des alten und die Etablierung des neuen Paradigmas waren schließlich erfolgreich.

In Japan wurde die Arbeitsgesellschaft als Folge der (von außen forcierten) Eingliederung Japans in den Weltmarkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgesetzt. Ein großer Teil der bäuerlichen Landwirtschaft war zerstört worden. Um zum Überleben der Familien beizutragen, wurden die jungen Männer in die Bergwerke und in die Bauwirtschaft, die jungen Mädchen in die unzähligen kleinen – oft weit entfernt liegenden – Seiden- und Baumwollspinnereien geschickt. Oft wurden sie an Arbeitsvermittler geradezu verkauft¹⁴. An ihrem Arbeitsort waren sie meist in Slum-Hütten oder in Lagern auf dem Firmengelände untergebracht. Das wenige in endlosen Arbeitstagen und -nächten verdiente Geld wurde fast gänzlich „nach Hause“ an die Familien geschickt. Wurden sie krank, wurden diese Frauen entlassen und zurückgeschickt. Da sie wussten, dass das die Situation der Familie weiter verschlimmern würde, erhöhte sich der psychische Druck durchzuhalten, ins Unermessliche. Sie blieben also, wenn irgend möglich, in der Stadt und viele, wenn sie nicht unter Arbeitern einen Mann fanden, den sie heiraten konnten, blieben ihr Leben lang marginalisiert mit wechselnden Jobs bis hin zur Prostitution¹⁵. Für die jungen Männer spielten das Militär und die militärisch organisierte Schule die entscheidende Rolle bei der Vorbereitung auf die militärische Disziplin in den Fabriken¹⁶.

Was in dieser Phase der frühen Industrialisierung primär zerstört wurde, waren neben der physischen und psychischen Gesundheit der Arbeiterinnen die Familie und die Dorfgemeinschaft. Aus Interviews mit betroffenen Frauen Anfang des 20. Jahrhunderts geht hervor, dass schlimmer als Not und Armut die Erniedrigung gewesen war und der Verlust der Gemeinschaft. An die Stelle traten endlose Arbeitszeiten, Nachtschichten, niedrige Löhne und individuelle Konkurrenz.

Erstaunlicher als diese Feststellung ist vielleicht die Tatsache, dass trotz dieser immensen Schwierigkeiten gerade Frauen versuchten, durch Organisation in Gewerkschaften neue lebendige soziale Zusammenhänge zu entwickeln, nicht nur als Arbeitsklavinnen zu überleben, sondern als Menschen zu leben. Die vehementen

¹³ Wesley, zit. nach Southey 1890, 561; der wiederum zitiert bei Thompson 1987, 404. Drakonische schicksalhafte Strafen finden sich auch in der im 19. Jahrhundert aufkommenden deutschen Kinderliteratur, z. B. im berühmten „Struwwelpeter“ des Psychiaters Heinrich Hoffmann, das 1845 erschien.

¹⁴ Dieser „Umgang“ mit der neuen Herausforderung ist im Übrigen Ausdruck einer bereits demoralisierten patriarchalen Gesellschaft.

¹⁵ Vgl. die fundierte Schilderung und Analyse bei Kumazawa 1996, ...!

¹⁶ Laut NIRA (National Institute for Research Advancement)-Report von 1985: „Research into the Diligence of Industrial Workers“, zitiert bei Kato 1995, 4.

Angriffe des Staates und der privaten Unternehmer gegen die Gewerkschaften waren wiederum auf die Zerstörung lebendiger sozialer Zusammenhänge gerichtet, und führten jedesmal zu tieferen Niederlagen. Der weitere Weg zur modernen Arbeitsgesellschaft Japans führt dann über die Niederlage der Arbeiterbewegung im Faschismus und dessen Niederlage im zweiten Weltkrieg (Kumazawa 1996, ...)¹⁷.

„Durch alle diese Methoden – Arbeitsteilung und Arbeitsüberwachung, Bußen, Glocken- und Uhrzeichen, Geldanreize, Predigten und Erziehungsmaßnahmen, Abschaffung von Jahrmärkten und Volksbelustigungen – wurden neue Arbeitsgewohnheiten und eine neue Zeitdisziplin ausgebildet“ (Thompson 1980, 58). Die Aufzählung all dieser Details ist überwältigend; sie erklärt aber nicht wirklich die durchgreifende und nachhaltige Wirkung auf das Leben der ganzen Gesellschaft. Die Schwierigkeit einer Erklärung deutet sich schon darin an, dass die Prediger des 18. Jahrhunderts ja noch eine schlichte „Gewöhnung“ unterstellten. Thompson stellt dagegen explizit die Frage, wie der ursprünglich äußere Zwang internalisiert wurde, wie es also zur inneren Akzeptanz kam (Thompson 1980, 59). Er benennt zwar die Umstände, die dahin gewirkt haben, kreist die erhoffte Antwort jedoch wiederholt nur ein. Dreßen wendet sich gegen eine „zu soziologische“ Sichtweise¹⁸, er selbst betont dagegen die pädagogische Dimension des historischen Prozesses. Beides liefert auch bei ihm einen anschaulichen und plausiblen Beitrag zum Verständnis der Geschichte der Arbeitsgesellschaft (Dreßen 1982, 9). Wie aber genau die realisierte Pädagogik und die reale gesellschaftliche Gewalt im Allgemeinen auf die Menschen (übrigens Opfer wie Täter) wirken, bleibt auch bei Dreßen undeutlich. An zwei Stellen berührt Thompson die m.E. für die Interpretation entscheidende Dimension: An einer Stelle spricht er von den „psychischen Konsequenzen der Konterrevolution“ (Thompson 1987, 404) und er erwägt noch konkreter im Zusammenhang mit Gedanken über die Hintergründe der Ausbreitung des Methodismus unter den Armen zwischen 1790 und 1830 als Ursache einen „Chiliasmus der Verzweiflung“ (Thompson 1987, 418). Er stellt dann für diese Periode, die gleichzeitig auch eine Periode der politischen Radikalisierung war, die These auf, „dass die Erweckungsbewegung sich gerade dann durchsetzte, wenn ‚politische‘ oder weltliche Bestrebungen eine Niederlage erlitten“ (Thompson 1987, 419). Die Entwicklung war dabei eine wellenförmige, bis der Radikalismus schließlich endgültig unterdrückt und die Armen ruhig gestellt worden waren. Zur Zeit der industriellen Revolution gab es zwar äußerst harte und organisierte Kämpfe, die meisten jedoch bereits auf der Ebene des neuen Paradigmas der Arbeit und das heißt der Disziplin und der Identifikation mit der Arbeit¹⁹.

¹⁷ Auch für Südkorea gilt, dass die Geschichte der Moderne eine Geschichte der Gewalt ist (Heide 2000a).

¹⁸ in Auseinandersetzung mit Foucault.

¹⁹ Thompson formuliert in Bezug auf die gewaltsame Durchsetzung der Arbeitszeit: „In der ersten Phase finden wir lediglich Widerstand. Danach aber, sobald sich die neue Zeitdisziplin durchgesetzt hat, beginnen die Arbeiter zu kämpfen und zwar nicht gegen, sondern um die Zeit“ (Thompson 1980, 54). Ein ähnlicher Aspekt ist auch die

Um dem hierin angedeuteten inneren Prozess näher zu kommen, werde ich den Begriff des Traumas einführen. Es ist nicht ganz einfach, diesen Begriff auf das Fühlen, Denken und Handeln der Menschen in früheren Jahrhunderten anzuwenden. Der Historiker ist weitgehend „auf Geschichtsschreibung und Quellen angewiesen ...“, die selber Ausdruck dieses [des historischen, H.H.] Prozesses sind“ (Dreßen 1982, 7). Eine Möglichkeit, dem Geheimnis der historischen Entwicklung auf die Spur zu kommen, ist die Heranziehung von vergleichbaren Beispielen „nachholender Entwicklung“ aus der neuesten Geschichte, bei denen die Wirkung auf die noch mit uns lebenden Menschen mit Hilfe heutiger Forschung erfassbar ist. Phasen der Modernisierung, wie sie in England vom 14. – 18. Jahrhundert abgelaufen sind, haben sich wie wir gesehen haben ähnlich in Japan im 19. Jahrhundert bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhundert hinein abgespielt und in Korea – geprägt durch die Kolonialzeit bis 1945 – erst im 2. Drittel des 20. Jahrhunderts. Die Entwicklung der Moderne war auch hier verbunden mit einem gewaltsamen Auseinanderreißen der sozialen Netze der Familie, der Dorfgemeinschaft usw., wobei die Gewalt sowohl bei der Zerstörung der sozialen Bindungen selbst als auch danach gegen die dann vereinzelt Individuen eine Schlüsselrolle gespielt.

Kollektives Trauma als Folge der Gewalt

Über die Wirkung traumatisierender Gewalteinwirkung auf die unmittelbar Betroffenen wie auf die Nachkommen hat Dina Wardi eindrucksvolle Forschungsergebnisse vorgelegt, die sie aus der Aufarbeitung der persönlichen Geschichten von Überlebenden des Holocaust und deren Nachkommen gewonnen hat (Wardi 1997, 63 u. passim).

Dabei wird deutlich, dass schwere traumatische Aggression von dem Opfer oft nur mit der identifikatorischen Annahme der Unterwerfung unter die überwältigende Macht psychisch bewältigt werden kann. Die neuere Diskussion bezieht sich mit dieser Aussage auf das von Ferenczi 1932 in die psychoanalytische Theorie eingeführte Konzept „Identifikation mit dem Aggressor“ (Ferenczi 1933; Gruen 2000). Dieses Konzept wurde ursprünglich zur Erklärung der häufig gemachten Beobachtung entwickelt, dass Kinder als Opfer von sexuellem Missbrauch, physischer Misshandlung und schließlich auch psychischem Terror durch die Eltern diesen Terror introjizieren und sich selbst mit dem Aggressor identifizieren. Die Macht des Angreifers ist in einem solchen Fall so überwältigend, dass an Auflehnung oder auch nur Ausweichen nicht einmal zu denken ist: „Die Kinder fühlen sich

Durchsetzung der Selbstdisziplin innerhalb der Arbeiterorganisationen selbst, der entscheidend zur „Fähigkeit zum kontinuierlichen organisatorischen Engagement“ beitrug und sie und sie schlagkräftiger machte (Thompson 1987, 424). Das war einerseits ein Erfolg methodistischer Einflüsse, hat jedoch andererseits auch mit der Orientierung an dem Vorbild der ‚ehrbaren‘ Handwerksilden zu tun (Thompson, 1987, 447 ff).

körperlich und moralisch hilflos, ihre Persönlichkeit ist noch zu wenig konsolidiert, um auch nur in Gedanken protestieren zu können“ (Ferenczi 1933, 308). In der unmittelbar lebensbedrohlich erscheinenden Situation ist die Identifikation mit dem Aggressor damit eine Überlebensstrategie: „Unterwerfe ich mich seinem Willen so vollkommen, dass ich zu existieren aufhöre, widersetze ich mich ihm also nicht, so schenkt er mir vielleicht das Leben“ (Ferenczi 1985, 155). Auf diese Weise gelingt es, die nicht zu bewältigende Angst in Geborgenheit umkippen zu lassen (Gruen 1997, 96 ff). Anna Freud hat eine Identifikation mit dem Aggressor schon für scheinbar weniger existentiell bedrohliche Fälle, teilweise auch bloß befürchtete Aggression von Erwachsenen beschrieben (Freud 1980, ...Seitenzahl!). Was in einer konkreten Einzelsituation das Überleben sichern hilft, kann als Strategie gegen fortdauernde Aggression zu einem Verhaltensmuster werden, mit dem sich der betreffende Mensch durch Ich-Zerstörung tendenziell zum lebenslangen Opfer macht. Das Verhaltensmuster verhindert nachhaltig wirkliche Lebendigkeit, indem es alle Alternativen systematisch ausblendet. Durch die Identifikation findet eine Abtrennung vom Selbst bzw. ein „Verrat am Selbst“ (Gruen 1986) statt; Judith Herman spricht auch vom „zerstörten Selbst“ (Herman 1993, 79 ff.). Die Introjektion der fremden Identität führt dazu, dass die fremden Bedürfnisse schließlich für die ureigensten gehalten werden. Eine kritische Auseinandersetzung mit den eigenen Bedürfnissen wird so verhindert. Allerdings ist das permanente Niederhalten der Angst vor dem Sich-regen des Selbst mit einem hohen Verbrauch an Lebensenergie verbunden.

Grundsätzlich identische Folgen können auch bei Traumata von Erwachsenen eintreten²⁰. Bei ihnen ist allerdings zunächst mit einer „konsolidierten Persönlichkeit“ zu rechnen. Ein eigenes Wertesystem und nicht mehr primär die vorbehaltlose Liebe von Seiten bestimmter Bezugspersonen sichern normalerweise die individuelle Identität. Wenn die erlittene und erlebte Gewalt allerdings so überwältigend ist, dass Gegenwehr wie Weglaufen gänzlich ausgeschlossen erscheinen, dann kann auch der erwachsene Mensch oft nur noch mit einer „Bewusstseinsveränderung“ (Herman 1993, 65 ff.) reagieren. Wolfgang Schmidbauer hat dafür den aus der somatischen Medizin bekannten Begriff der „Zentralisation“ auf die psychischen Vorgänge übertragen (Schmidbauer 1998, passim); Anne Wilson Schaef spricht von einer „Unterbrechung des Lebensprozesses“ (Schaef 1998, passim). Durch Zentralisation aller verfügbaren psychischen Kräfte auf das unmittelbare Überleben tritt psychisch, aber auch mit physischen Entsprechungen eine „Erstarrung“ oder „Konstriktion“ (Herman 1993, 65 ff) ein.

²⁰ Erst in den letzten zwei Jahrzehnten unter dem Eindruck der Erkenntnisse über massenhafte Traumafolgen bei amerikanischen Veteranen des Vietnamkriegs sind die seelischen Folgen von Traumatisierungen bei Erwachsenen „offiziell“ durch Aufnahme in die Handbücher Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM) und des International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD) der Weltgesundheitsorganisation unter der Bezeichnung „Post Traumatic Stress Disorder“ aufgenommen worden (Schmidbauer 1998, S. 97).

Insbesondere wenn die erlebte Gewalt nicht einmalig bleibt, sondern länger anhält oder sich systematisch wiederholt, wenn also alle verzweifelten Versuche der Selbstwiederfindung oder nur teilweisen Introjektion der fremden Identität in immer neuen Niederlagen enden, dann wird diese Erstarrung schließlich chronifiziert und damit zu einem Verhaltensmuster. Jeder Prozess von Lebendigkeit, d. h. jedes unkontrollierte, unkontrollierbare Gefühl wird dann angstvoll und als bedrohlich erlebt und als Folge des Versuchs der Kontrolle möglicherweise lebenslang verdrängt. „Posttraumatisch führt diese Zentralisation zu seelischen Verhärtungen – Abwehrstrukturen, die verhindern sollen, dass die schmerzhaften Erlebnisse das Ich erneut überschwemmen. Verdrängung, Schweigen, gereizt missmutige Haltung und allgemeiner sozialer Rückzug kennzeichnen den depressiven Pol dieser Abwehr, Idealisierung von Krieg und Kampf, hemmungslose Selbstüberschätzung, Rücksichtslosigkeit und Größenphantasie den manischen Pol“ (Schmidbauer 1998, 71). Aus Angst vor den eigenen Gefühlen werden die „natürlichen Trauerreaktionen so lange bagatellisiert und unterdrückt .., bis sie [die depressiv Erkrankten] durch diese Schonungslosigkeit erschöpft und ausgebrannt sind“ (Schmidbauer 1998, 72)²¹. Zentral ist hier die Angst, obgleich sie als Folge der Verdrängung eben nicht bewusst erlebt wird. Es entsteht letztlich eine „Angst vor der Angst“, ein Teufelskreis, der immer größere Lebensenergien in der Verdrängung und Kontrolle bindet.

Wenn die traumatische Erfahrung aus modernen Kriegen oder anderen massenhaft wirkenden Ereignissen stammt, dann tritt hinsichtlich der beobachteten Identifikation mit dem Aggressor ein wichtiger Aspekt hinzu: An die Stelle des persönlichen und persönlich identifizierbaren Aggressors tritt dann eine anonyme überwältigende Macht, deren „Logik“ für das Opfer überhaupt nicht zu durchschauen ist. Das ursprüngliche Werte- und Normensystem und damit auch die spirituelle Verbindung wird oft gänzlich außer Kraft gesetzt, der folgende Zustand ist der der Haltlosigkeit und Trostlosigkeit. Das wirkt noch extrem verschärfend auf das posttraumatische Syndrom (Schmidbauer 1998, 84). Die „Identifikation mit dem Aggressor“ wird dann eher zu einer Identifikation mit dem System, das als siegreich aus der Situation hervorgegangen ist, und eine Introjektion von dessen Paradigma. Oder, in Anlehnung an Schmidbauer: Durch die Identifikation mit dem anonymen Aggressor verliert das Opfer seine ursprüngliche Identität, die sich gewissermaßen als „wertlos erwiesen“ hat, „gewinnt aber als Lohn der Unterwerfung die Illusion der Allmacht, die dem Eintauchen in eine totale Institution entspringt“ (Schmidbauer 1998, 89).

Was nach so tiefen Niederlagen zurückbleibt, ist die Angst vor der Angst vor der Schwäche und damit die Notwendigkeit ihrer Verdrängung. Damit müssen aber

²¹ Schmidbauer führt dieses als Hypothese, als ein „in der therapeutischen Praxis bewährtes Modell der Depression“ ein. Vgl. auch den Hinweis von Dina Wardi auf die Bedeutung des „Zustand(s) unverarbeiteter Trauer“ (Wardi 1987, 105).

auch das eigene Fühlen, Denken und Handeln verdrängt werden, die der Grund für die Niederlage waren. Dies nimmt kollektiv (gesellschaftlich) die Form der Verachtung und Aggressivität gegen die (schwächere) Minderheit derjenigen an, die zu recht oder zu unrecht mit jenem Fühlen, Denken und Handeln in Verbindung gebracht wird. Die Auto-Aggressivität wird daher zugleich begleitet von einer Verachtung gegenüber Schwächeren in der Gesellschaft. Dazu gehört die, teils offene, teils verdeckte Aggression gegen Kinder, Alte, Behinderte usw.

Diese Trennung vom Selbst entspricht gesellschaftlich der Trennung (oder Entfremdung) von der eigenen Geschichte, oder wie es Marx nennt: „Die Individuen (haben) ihre eigene gesellschaftliche Beziehung als Gegenstand sich entfremdet“ (Marx 1939, 78). Ist der Glaube an eine Alternative grundlegend zerstört, so entwickeln die Individuen ein Interesse an der Beteiligung an der kapitalistischen Gesellschaft in dem Maße, wie ihnen das Sich-Einlassen auf die Konkurrenz als Voraussetzung ihres Überlebens erscheint. D. h., sie entwickeln dann ein „Privatinteresse“, das „nur innerhalb der von der Gesellschaft gesetzten Bedingungen und den von ihr gegebenen Mitteln erreicht werden kann; also an die Reproduktion dieser Bedingungen und Mittel gebunden ist“ (Marx 1939, 74). Dies entspricht der oben erwähnten Ausblendung aller Alternativen aus dem Bewusstsein. Der tatsächlich immer wieder auftauchende Widerspruch der lebendigen Menschen zum System reduziert sich dann darauf, zwanghaft nach Reformen innerhalb des Systems zu suchen.

Auf die beschriebene Weise wäre die tiefe Formung einer Gesellschaft erklärlich, wenn eine ganze Generation von einer traumatischen Erfahrung betroffen wurde. Aber auch, wenn wir die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer lebenslangen Auswirkung der beschriebenen introjektiven Identifikation annehmen, so würde damit letztlich nur ein zeitlich begrenzter Effekt erklärbar, der mit der ursprünglich betroffenen Generation langsam aussterben würde. Und in der Tat gehen die meisten Theorien der Moderne davon aus, dass das Stadium des Frühindustrialismus mit dem modernen Sozialstaat endgültig überwunden sei.

Wenn wir eine Identifikation mit fremdem Willen und einen erheblichen Verlust an Spiritualität in den zunächst direkt betroffenen Generationen annehmen, dann wirkt sich das über den Sozialisationsprozess auch auf die nachfolgenden Generationen aus. Da Sozialisation ein kumulativer Prozess ist, in dem alle Einwirkungen bleibende "Eindrücke" hinterlassen - ob bewusst oder unbewusst - ist die frühkindliche Entwicklungsphase von zentraler Bedeutung. In der Kindheit entstandene verfestigte Angst kann so zum bestimmenden Moment eines ganzen Lebens werden. Und diese tief sitzende Angst ist es, die weitergegeben wird. Denn oft lässt die Angst der selbst traumatisierten Erwachsenen, mit sorgsam verdrängten eigenen Gefühlen konfrontiert zu werden, nur noch Abwehr zu. So erfährt das Kind nicht die Geborgenheit, die es braucht, um sich als Teil eines Großen Ganzen dieser Welt fühlen

zu können, d.h. um über Empathie Spiritualität zu erfahren, kurz: um leben zu lernen. Auf diese Weise können „die Eltern ... zum Trauma für ihre Kinder“ werden (Schmidbauer 1998, 288 f.; vgl. aber auch 131 f.). Was sich in den nachfolgenden Generationen zeigt, könnten allerdings vor allem Formen sekundärer Identifikation sein, wie sie von Anna Freud beschrieben wurden, da die unmittelbar erlebten Aggressionen weniger schwer zu sein scheinen und es im Allgemeinen auch nicht um anonyme Aggressionen geht. Das schließt freilich Akte auch schwerster Gewalt gegen Kinder in vielen Fällen offensichtlich nicht aus, die dann zu neuen Fällen von individuell primären Identifikationsprozessen führen können.

Im Laufe des historischen Prozesses hat es, wie wir gesehen haben, immer wieder Beispiele dafür gegeben, dass über Generationen hinweg mit offener und blutiger Gewalt auf Prozesse der Reorganisation des Widerstands der noch nicht genügend Angepassten, reagiert wurde. Und die Körper und Seele zerstörenden Auswirkungen der Kinderarbeit, die schon im 18. Jahrhundert verbreitet war, dann aber während der Industriellen Revolution aus der wenigstens noch irgendwie ‚menschlichen‘ Atmosphäre der familiären Heimarbeit u.ä. (wenn man einmal von den Armenhäusern absieht!) in die gänzlich unfamiliären Verhältnisse der Bergwerke und Fabriken verlagert wurde, müssen ungeheuerlich gewesen sein.

Andererseits sind auch schwerste Traumata bei Kindern keineswegs nur als Folge sichtbar brutaler Gewalt vorstellbar. Vielmehr kann ‚bloße‘ Lieblosigkeit tödlich wirken (Gruen 2000, 54). Zu den ganz zentralen Ursachen gehört die Überfrachtung der Kinder mit Anforderungen, beginnend schon im Mutterleib (Wardi 1997, 63 und 105). Gerade angesichts von Erniedrigung, Verstörtheit und unerfüllter Sehnsucht nach Geborgenheit besonders bei sehr jung traumatisierten Erwachsenen sind derartige Projektionen auf ihre eigenen Kinder geradezu zu erwarten. Die Schicksale der Kinder und selbst Enkel von Überlebenden des Holocaust oder auch von amerikanischen Kriegsveteranen des Vietnamkriegs sind in der psychotherapeutischen Arbeit vielfältig aufgearbeitet und gut dokumentiert worden (Wardi 1997, Herman 1993, Schmidbauer 1998). So detaillierte und tiefe Analysen der Schicksale der zweiten Generation von Arbeiterinnen und Arbeitern der japanischen Industrialisierung oder der Opfer der südkoreanischen Entwicklung des mittleren Drittels des zwanzigsten Jahrhunderts sind mir zwar nicht bekannt. Aber über die sichtbaren und spürbaren Folgen gibt es gesicherte Beobachtungen, die die Schwere der Auswirkungen auf die Individuen und auf die Gesellschaft als Ganzes belegen: So wird beispielsweise für die heutige japanische und besonders für die südkoreanische Gesellschaft beklagt, dass „die Familie aus einem Raum von Fürsorge und Zuneigung in einen Übungsplatz für das Schlachtfeld des College-Eintritts-Examens verwandelt worden ist. Die Mutter-Sohn-Beziehung ist zu einer solchen zwischen Trainerin und Spitzensportler geworden. Aus Angst, ihre Kinder könnten es nicht schaffen, aufs College zu kommen, haben Eltern willentlich an der Instrumentalisierung ihrer Kinder mitgewirkt. Kinder mussten „Krieger“ werden,

die für ihr eigenes „Profitnetzwerk“ und für den sozialen Status ihrer Familie kämpften“ (Cho 1998).

Arbeitssucht als individuelle Traumafolge

Das bisher Gesagte macht schon die unauflösliche Einheit individueller und kollektiver Prozesse deutlich. Die Auswirkungen auf das individuelle Fühlen, Denken und Handeln sollen im Folgenden jedoch noch genauer betrachtet werden. Der Begriff „Sucht“ steht für eine psychosomatische Krankheit²². Er drückt einen Zustand aus, der als Zwang, als Drang oder als Getriebensein erlebt wird bei der vergeblichen Suche, den Schmerz über die Realität in der wir leben, nicht zu spüren (Schaeff 1998, 183). Aus diesem Zustand der Sucht resultieren Verhaltensweisen, die als „Süchte“ (Plural) bezeichnet werden, sowohl die stofflichen als auch die nicht-stofflichen (reinen Verhaltens- oder Prozesssüchte).

Bei näherer Analyse der Sucht stoßen wir wieder auf die „Bewusstseinsveränderung“, wie sie von Judith Herman für Reaktion auf Trauma beschrieben wurde (s.o.). Die Bewusstseinsveränderung „schützt“ uns vor dem angstbesetzten Kontakt mit unseren Gefühlen. Sie erzeugt die Illusion der Geborgenheit²³. Allerdings um den Preis, dass wir die Selbstzerstörung so immer weiter treiben müssen, weil die bereits angerichtete Zerstörung zusätzlich Angst macht, die wir zusätzlich verdrängen müssen. Sucht wird so zu einer fortschreitenden Krankheit. Da die gewählten Kompensationsmittel die wahren Bedürfnisse, gerade weil diese ständig verdrängt werden, nicht befriedigen können, entsteht ein permanenter Zustand der „Unersättlichkeit“²⁴ und des Mangels. Folge ist in der Regel eine langfristige „Dosissteigerung“ des Suchtmittels, um wenigstens einigermaßen überleben zu können. Die Dosissteigerung ist so ein weiterer Aspekt der fortschreitenden Krankheit. Dazu kommt dann langfristig der zunehmende körperliche und seelische Verfall als Folge sowohl der unmittelbaren körperlichen Wirkungen der zugeführten oder körpereigen produzierten Stoffe, als auch der seelischen Nicht-Verarbeitung des ursprünglichen Problems und des süchtigen Verhaltens selbst.

Um zu verstehen, wie es kommt, dass Menschen individuell verschiedene Suchtformen entwickeln, ist es gut, sich noch einmal daran zu erinnern, dass frühkindliche Traumata in der Regel viel tiefer gehen als solche, denen die Menschen als Heranwachsende oder Erwachsene ausgesetzt werden. Ein entscheidender Grund dafür ist die grundlegende Hilflosigkeit des kleinen Kindes, das auf die vorbehaltlose Liebe von erwachsenen Bezugspersonen angewiesen ist. Menschen,

²² Vgl. die etymologischen Anmerkungen zum Suchtbegriff in diesem Band.

²³ Vgl. den oben schon erwähnten Hinweis von Arno Gruen (Gruen 1997, 96 ff).

²⁴ Buchstäblich gilt das ja für die „Esssucht“. Die davon betroffenen Menschen sind nie „satt und zufrieden“.

deren Leben selbst von Angst und Verdrängung gekennzeichnet sind, haben oft nicht die Fähigkeit, auf die Hemmungslosigkeit angemessen zu reagieren, mit der das Kind seine unmittelbaren Bedürfnisse äußert, insbesondere diejenigen nach Liebe und Nähe. Die Kinder lernen, die Einsamkeit und die notwendige Abwehr der damit verbundenen Angst als Normalität zu ertragen. Sie entwickeln Überlebensstrategien, sie lernen „Rollen“, die ihnen das Überleben ermöglichen. Wenn die Kinder lernen Rollen zu spielen, dann heißt das, dass sie aufhören, sich an den eigenen Bedürfnissen zu orientieren; dass sie lernen, sich an den Erwartungen derer, auf die sie angewiesen sind, zu orientieren. Durch ständige Wiederholung und die zugrundeliegende Angst, „aus der Rolle zu fallen“, werden die Rollen zu Mustern. Da die eigenen Bedürfnisse nicht mehr erkannt werden, geht es dabei immer darum Leistungen zu erbringen, das heißt es geht letztlich um Arbeit. Zentral werden Aspekte wie „Beziehungsarbeit“, gar „Liebesarbeit“, also Aspekte der , des „den Eltern Freude machen“, um die latente oder manifeste Bedrohung zu bannen. Wir kennen diese Entwicklungsmuster aus den zahlreichen Untersuchungen über „disfunktionale Familien“²⁵. Hierin drückt sich die überwiegend unbewusste Erwartung der Gesellschaft aus, das Ziel der Sozialisation. Dieses Ziel ist Arbeit als Unterwerfung und Unterwürfigkeit. Die Erwartung wird repräsentiert durch die Eltern und weiteren Bezugspersonen, dann die Kindergärten, Schulen und mehr und mehr sämtliche Institutionen der Gesellschaft. Alle sind gestaffelt und mit verteilten Rollen an diesem Prozess beteiligt. Für die frühkindliche Phase sind es in der Regel vor allem die Eltern, die dabei ein durch ihre je spezifische individuelle Sozialisation geprägtes Filter der gesellschaftlichen Zumutungen sind in dem Sinne, dass sie spezifische Dimensionen verstärkt, andere abgeschwächt repräsentieren. In diesem Zusammenhang werden auch geschlechtstypische Unterschiede in den Suchtausprägungen einleuchtend, wie Sabine Wolf in ihrem Beitrag näher erläutert.

Das Leistungsmuster spielt im Suchtprozess also eine zentrale Rolle und es ist das Leistungsmuster, das vielen Suchtformen zu Grunde liegt, jedenfalls allen Beziehungssüchten im weiteren Sinn²⁶. Ob ein solches Muster speziell zur Arbeitssucht führt, hängt vor allem davon ab, wie „erfolgreich“ das Muster in der Kindheit und Jugend, besonders dann in der Schule, gelebt worden ist, ob also das Muster immer wieder bestätigt worden ist. Aktive Leistungssüchte werden oft dann entwickelt, wenn fortwährende oder überwiegende Bestätigungen durch die Gesellschaft bzw. das unmittelbare soziale Umfeld für die erbrachten Leistungen erfolgen. Ein frühes

²⁵ Die ursprünglichen Untersuchungen, ausgehend von Familien, in denen ein Elternteil Alkoholiker/in ist, wurden in demselben Maße auch auf andere Suchtausprägungen ausgedehnt und schließlich als nicht suchtspezifisch betrachtet, daher der in dieser Hinsicht ‚neutrale‘ Bezeichnung mit ‚disfunktional‘. Zu den „Rollen“ z.B. Lambrou 1990.

²⁶ Vgl. dazu auch die Arbeiten von Voigtel, der auch für die Drogenabhängigkeit die Berechenbarkeit, Verlässlichkeit, Verfügbarkeit der jeweiligen Droge ins Zentrum stellt (Voigtel 1996 nach einem Hinweis von Subkowski 2000, 261). Das sind Aspekte der Machbarkeit und der Kontrolle, die letztlich auf etwas zu Leistendes hinauslaufen.

Scheitern derselben Leistungsversuche kann zu einer „Verliererhaltung“ oder „Opferhaltung“ führen. Aus dem Scheitern beim Versuch, Leistungen zu erbringen, oder wenn der eigene Maßstab für Zufriedenheit ins Unermessliche wächst, erklärt sich der depressive Zustand des Gelähmtseins angesichts der vor einem liegenden Arbeit, also das Nicht-anfangen-Können oder im fortgeschrittenen Stadium der Arbeitssucht das Überhaupt-nicht-mehr-arbeiten-Können.

Arbeitssucht ist ja – wie jede andere Sucht – ein dynamischer Prozess²⁷: Im Anfangsstadium herrscht meist noch das Gefühl der Leistungsfähigkeit, des Tatendrangs, des Sich-beweisen-Wollens. Die Bestätigung durch die soziale Umwelt spornt weiter an. Das Arbeiten und noch mehr die Resultate erfolgreichen Arbeitens werden oft als „Hochgefühl“ erlebt. Das Hochgefühl stellt sich schließlich immer seltener ein, jedenfalls immer nur sehr kurz. Dahinter lauert für den Betroffenen die Erkenntnis, dass er aufhören muss, wenn er sich nicht ruinieren will. Er erlebt jedoch regelmäßig, dass er nicht aufhören kann, er erlebt sich als getrieben. Die Diskrepanz zwischen dem zu erledigenden Berg an Arbeit und den immer knapper werdenden physischen und psychischen Reserven; die Diskrepanz zwischen dem Willen und der Fähigkeit, die Lage zu ändern, führen zu immer größeren Anstrengungen zu verdrängen und schönzureden, verstärkt noch dadurch, dass kritische Bemerkungen und nicht mehr erduldetes Verhalten aus der Familie, vom Partner, Freunden den Süchtigen unter Druck bringen²⁸. Zunehmend sieht er sich als Opfer des Verhaltens Anderer. Erst wenn die ersten Ausfälle durch Krankheit auftreten, ist das oft der Punkt, an dem viele Arbeitssüchtige ernsthaft einen Weg aus der Sucht suchen, sich z.B. in Therapien begeben. Sehr oft werden aber auch dann nur die Symptome behandelt (also Hypertonie, Magengeschwüre, Koronarerkrankungen usw.), zumal es eine Diagnose als Arbeitssucht (anders als bei Alkoholismus) bisher nicht gibt²⁹. Wenn der Arbeitssüchtige im kritischen Stadium nicht aufhören kann, entgleitet die Sucht vollends. Der Versuch, die Opferrolle dadurch zu durchbrechen, dass man zum Täter wird, in zunehmender Rücksichtslosigkeit gegenüber Anderen wie gegen sich selbst. Ein Schein von Normalität ist häufig nur noch mit abwechselnd genommenen Aufputsch- und Beruhigungsmitteln aufrechtzuerhalten. Neben schweren körperlichen Krankheiten tritt ein moralischer Verfall ein. Am Ende steht oft der Tod durch Herzinfarkt oder durch Suizid. Als Massenerscheinung ist das bisher nur in Japan ernst genommen worden, wie auch aus dem Beitrag von Oliver Tieste hervorgeht.

Im Verlauf des Suchtprozesses oder wenn erfolglose Leistungsversuche schon sehr früh zu Resignation geführt haben, entwickeln die Betroffenen oft „passive“ Süchte,

²⁷ Weiteres zu den Stadien der Arbeitssucht siehe bei Mentzel 1979, Fassel 1990, Robinson 1998, 28.

²⁸ Zumal mit Arbeitssucht oft auch ein neurotisches Bedürfnis, geliebt zu werden, verbunden ist (Pietropinto 1986, 94).

²⁹ Vgl. dazu den Beitrag von Norbert Kruschke in diesem Band.

oft auch verbunden mit aggressivem Verhalten gegenüber Schwächeren, um die unerträglichen Gefühle zu verdrängen. Die zwei scheinbar entgegengesetzten Erscheinungsformen: „Vielarbeiter“ versus „Arbeitsgehemmte“, erklären sich so einerseits aus einem unterschiedlichen Stadium, in dem sich die Betroffenen bezüglich ihrer Sucht befinden; oder sind andererseits Folgen früherer Erfahrungen mit Erfolglosigkeit bei dem Versuch, die Leistungsanforderungen (fremde oder eigene) zu erfüllen³⁰.

Entscheidende Voraussetzung dafür, dass Arbeitssucht nicht bloß latent bleibt, sondern auch ausgelebt werden kann, ist die, dass dem oder der Betroffenen jedenfalls Arbeit als Suchtmittel zur Verfügung steht. Außerhalb der Erwerbsarbeit, insbesondere im „privaten“ Bereich, mag es dafür grundsätzlich wenig Einschränkungen geben und die Betroffenen können ihre Sucht meist extensiv ausleben. Im Bereich der Erwerbsarbeit, der wesentlich durch die Verbindung zu Geld (Einkommen), Konkurrenz usw. bestimmt ist, muss die konkrete Situation am „Arbeitsplatz“ beachtet werden. Da ist zum Einen die Gruppe derjenigen, die das Modell für die meisten bisherigen Betrachtungen über Arbeitssucht abgegeben haben; es sind zum Beispiel Manager, Politiker, deren Ansehen, Macht und Einkommen von ihrem „unermüdlichen“ Einsatz für ihre jeweilige Aufgabe abhängen, dann freischaffende Künstler, Dichter, Schriftsteller, bei denen zwar weniger Macht, aber Ansehen und Einkommen ebenfalls als Motivation wichtig sind, und dann andere Selbstständige, darunter Handwerker und nicht zuletzt die Bauern, bei denen im Wesentlichen das Einkommen von ihrem Arbeitseinsatz abhängt; und schließlich alle die zwar formal Unselbstständigen, deren Arbeitseinsatz jedoch weder quantitativ noch qualitativ klar messbar ist, wie Pfarrer, LehrerInnen, Krankenhauspersonal, SozialarbeiterInnen, bei denen insbesondere die Bestätigung ihres Selbstbildes eine wesentliche Rolle spielt³¹. Die Arbeitssucht ist oft wegen der Angstbesetztheit emotional mit dem Arrangement des Arbeitsplatzes verbunden, dieser strahlt ‚Geborgenheit‘ aus, so etwas wie ein ‚wohliges‘, weil scheinbar kontrolliertes Gefühl der Angst³². Die schon erwähnten Sekundärsüchte³³ helfen bei der Aufrechterhaltung des psychischen ‚Gleichgewichts‘, d.h. der Illusion

³⁰ Es gibt daher m.E. keine eigene „Arbeitsvermeidungssucht“, es scheinen immer die – mal erfolgreichen, mal eher erfolglosen – Erfahrungen mit demselben Suchtmittel Arbeit zu sein, um die es geht.

³¹ Auffällig ist bei all diesen Gruppen – neben einer gewissen Selbstständigkeit bei der Arbeit, die ihnen „Arbeit“ als Suchtmittel ja überhaupt erst zugänglich macht – , dass die Menschen primär an dem was sie leisten, orientiert sind (das kann dann als „Mission“, als „Passion“ oder schlicht als der Drang, anderen zu helfen verkleidet sein). Die eigentliche Arbeitsorientierung ist dann oft erst der sekundäre Effekt, verselbstständigt sich aber auch; das sieht man dann unter anderem an den oben genannten Suchtstadien.

³² „Ich kann es spüren, wenn ich reinkomme“ (Aussage einer interviewten Arbeitssüchtigen in der Sendung ‚Diagnose: Arbeitssucht‘, 3sat, 25.02.1999.

³³ Neben den ‚neuen‘ Süchten, wie Internet-, Telefoniersucht usw. und stofflichen ‚Psychodrogen‘ wie *Ritalin* spielen die traditionellen ‚Bürosüchte‘ diese Rolle (vgl. auch Amendt 2000, 10 u. passim).

der Kontrolle. Arbeitssucht als ‚Droge‘ hat für diese gesamte Gruppe offensichtlich eine tendenziell stimulierende Wirkung.

Es gibt allerdings noch einen anderen Typ von Arbeitssucht, der – im allgemeinen jedenfalls – weniger Beachtung findet³⁴: Durch viel und intensive abhängige Arbeit mit geringen Entscheidungsspielräumen kann es eine Gewöhnung mit der Folge einer Reduzierung der Lebendigkeit geben. Abhängig Beschäftigte, die ihr Leben lang auf Anweisung von Anderen arbeiten, die der Arbeit zwar am liebsten entfliehen würden, das aber nicht fertigbringen (objektiv oder subjektiv), versuchen oft, die Frustration über dieses reduzierte Leben ausgerechnet in Arbeit zu ertränken, das heißt, die Arbeit als Mittel zu verwenden, um nicht zu fühlen. Diese Gruppe scheint weniger an der Leistung und an dem damit verbundenen Ansporn orientiert zu sein, als am Arbeiten als solchem. Die Gewöhnung vermittelt dann eine eher sedative, also dämpfende Wirkung für die unerträglichen Gefühle. Der Betreffende „lernt“, dass es bequem sein kann, sich hinter der Arbeit zu verstecken, insbesondere dann, wenn die Realisierung von Alternativen als zu schwierig erscheint. Daraus resultiert beispielsweise häufig die Bereitschaft zu Zweitjob, „Schwarzarbeit“, Nachbarschaftshilfe usw. Das erlernte Muster kann man bei diesen Menschen vielleicht eher als Anpassung, als passive Unterwerfung unter die Anforderungen der Arbeitsgesellschaft charakterisieren und weniger als Annahme einer Herausforderung. Beide Reaktionsweisen können m. E. als Traumafolgen aufgefasst werden.

In den letzten zwei Jahrzehnten ist in Europa und Nordamerika eine Entwicklung zu beobachten, in der sich die erstgenannte Gruppe stark ausgeweitet hat und die Arbeitssucht mittlerweile zu einem Massenphänomen werden lässt.

Arbeitssucht wird zum Massenphänomen

Die Entschärfung des ursprünglichen Klassenantagonismus, nämlich seine Transformation in einen Verteilungskampf wurde erst nach der grundlegenden Zerstörung der alten sozialen Beziehungen und Lebensweisen möglich, als der Kampf um die Anerkennung als bürgerliche Subjekte, der an die Stelle des Kampfes um die Menschenwürde getreten war, sich auf die Grundlage des verallgemeinerten Arbeitsparadigmas („Recht auf Arbeit“) verlagert hatte. Die Einbindung erfolgte in eine Gesellschaft, deren aggressives Potenzial sich durch Regulierung zur Absicherung dessen, was als „Errungenschaften“ erschien, gegenüber einem „Außen“ richtete³⁵. Dabei bezeichnet „nach außen“ den Gegensatz zu Allem und Allen, die nicht Teilnehmer am Konsens waren. Die zu Grunde liegende Angst

³⁴ Vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil diejenigen, die sich professionell mit Sucht auseinandersetzen, oft zu der eben zuerst genannten Gruppe gehören.

³⁵ Über den Zusammenhang von „Draußen“ und Angst vgl. Horkheimer/Adorno 1969, 22.

wurde so nicht überwunden, sondern dadurch dass sie leidlich verdrängt wurde, noch verstärkt.

Auf der einen Seite stand die Anerkennung der Freiheit des bürgerlichen Tauschsubjekts in der Konsumsphäre, auf der anderen die Installation eines (konstitutionellen) Kommandoregimes im unmittelbaren Produktionsprozess, verbunden mit einer Absicherung gegenüber dem Marktrisiko. Typisch hierfür ist im sogenannten fordistischen System das Arbeiten auf konkrete Anweisung („Kommando“) ohne große Gestaltungsräume bezüglich Arbeitsinhalt oder auch nur Arbeitszeit. Die Verantwortung ist in der Hierarchie „da oben“ angesiedelt, dem Ausführenden wird keine Eigenverantwortung zugestanden. Daher gehört zum Kommando immer die Kontrolle von Seiten des „Arbeitgebers“, und beim „Kampf zwischen Arbeit und Kapital“ geht es neben Lohn und Arbeitsbedingungen folglich auch um die Effizienz der Kontrolle. Die Nicht-Verantwortung der unselbstständig Arbeitenden bezieht sich auch auf den Arbeitsplatz als solchen, den nur der „Arbeitgeber“ zur Verfügung stellen und ggf. „sichern“ kann. Forderungen nach „Sicherung der Arbeitsplätze“ richten sich konsequenterweise an die Unternehmensleitung. Das Unternehmen ist der Marktkonkurrenz ausgesetzt. Die Unternehmensleitung hat die Funktion, die Marktkonkurrenz in Kommando zu transformieren³⁶. Dieser Gegensatz von Freiheit und Unfreiheit bestimmt die Dynamik der fordistischen Periode und die Regulierung bedeutete also wesentlich das Aushandeln der Kompensation, d.h. des quantitativ bemessenen Mehr an Freiheit in der Konsumsphäre für die Unfreiheit in der Produktionssphäre.

Die Krise des Fordismus liegt unter diesem Gesichtspunkt in der zunehmenden quantitativen Begrenztheit der Kompensationsmöglichkeit. Die Reaktion des Kapitals erscheint als Globalisierung und damit verbundene neoliberale Restauration mit tiefgreifenden Auswirkungen auf das Verhältnis der Unternehmen zu anderen Unternehmen, also auch zum „Markt“ und damit zugleich auf die interne Arbeitsorganisation.

Es begann mit dem Drang der Unternehmen zu mehr Flexibilisierung, unter anderem einer Flexibilisierung der Arbeitszeit. Zunächst einmal erfordert eine flexiblere Nutzung der Arbeitskraft noch mehr und eine weiter verfeinerte Kontrolle. Beispiele sind die durch Anwendung der Mikroelektronik immer mehr verfeinerten Zeiterfassungssysteme. Aber selbst wenn sich das Kontrollproblem offensichtlich technisch lösen lässt, wird dieses Mehr an Kontrolle schließlich disfunktional: Von den unselbstständig Arbeitenden wird das immer mehr als hemmende Bevormundung empfunden und erzeugt Frustrationen, die aus der Sicht des Unternehmens die Produktivität beeinträchtigen. Darüber hinaus verschlingt es ständig steigende Kosten. Nötig erscheint eine „Delegation von Verantwortung“ und daraus

³⁶ Näheres hierzu und zu dem Folgenden, das an dieser Stelle nur kurz skizziert ist, siehe in dem Beitrag von Stephan Meins in diesem Band.

folgend ein Abbau der Hierarchien und der Kontrolle. Insbesondere werden die jahrzehntelang von den abhängig Beschäftigten und ihren Gewerkschaften bekämpften Stechuhren und andere Zeiterfassungssysteme jetzt abgeschafft – und zwar von den Unternehmensleitungen.

Das heißt, dass die Arbeiter und Angestellten weniger dem konkreten Kommando einer vorgesetzten Stelle unterworfen sind und statt dessen wegen der „durchlässiger“ gewordenen Unternehmensgrenzen direkt mit dem Marktzwang konfrontiert werden, und der wird härter. Das ist gleichbedeutend mit einer Tendenz zur „Präkarisierung“ der Arbeitsverhältnisse in dem Sinne, dass die Unternehmensleitung die Verantwortung für die Arbeitsplätze an die Arbeiter/ Angestellten abgibt: „Macht, was ihr wollt, aber seid profitabel!“ (Glißmann 2000). Die Erfüllung des Arbeitsvertrages ist nicht mehr an das Kriterium des Arbeitens über eine bestimmte Zeit gebunden – das ist es, was als Mehr an Freiheit erscheint –, sondern zunehmend direkt an den Erfolg des Arbeitens. Erfahrungen aus verschiedenen Arbeitsbereichen zeigen, dass die abhängig Beschäftigten jetzt nicht weniger, sondern mehr arbeiten: Sie arbeiten länger und sie arbeiten intensiver und unter mehr Stress, und sie arbeiten isolierter voneinander. In der beschriebenen Weise gilt das für den Angestelltenbereich vor allem in Dienstleistungsunternehmen, dann in bezogenen Abteilungen sonstiger Unternehmen, mit einem engen Bezug zum Markt. Die Tendenz ist aber dabei sich zu allgemein durchzusetzen. In modifizierter Form hat sie auch schon den Bereich der unmittelbaren Produktion erfasst.

Dass diese Maßnahmen nötig wurden, habe ich angedeutet; aber wie wurde es jetzt möglich, die auf Jahrhunderte langen Erfahrungen beruhenden Prinzipien der Kontrolle aufzugeben? Gerade weil das neue Arbeitszeitmanagement an das subjektive Interesse der unselbstständig Beschäftigten nach mehr Selbstbestimmung anknüpft, erlaubt es darüber eine Steigerung der Identifikation mit der Arbeit, in der Erwartung, dass das ein Stück ersehnter Selbstbestätigung liefert. Dies setzt also die weitestgehende Identifikation mit dem herrschenden Paradigma als wesentlichen Beitrag zum benötigten Gebrauchswert der Arbeitskraft voraus³⁷.

Auf diese Weise wird die Arbeit von Vielen als Suchtmittel einsetzbar. Die Trennung zwischen Arbeitszeit und Freizeit verschwimmt mehr und mehr – auch das erscheint den Betroffenen zunächst positiv. Erfahrungen haben gezeigt, dass sich die ersten Symptome von „Besinnungslosigkeit“ bei der Arbeit, von Getriebensein, von Angst sehr schnell entwickeln können. Die meisten Betroffenen fühlen sich unter deutlich gesteigertem Stress (Glißmann 2000). Darüber hinaus führen unter diesen Bedingungen überlange Arbeitszeiten zusätzlich zu somatischen Beschwerden³⁸.

³⁷ Das ist die Realisierung des Fernziels, das Dreßen mit der Pädagogik des 19. Jahrhunderts verband: „Die Freiheit kann dann allgemein zur Regulierung unkontrollierten Lebens eingesetzt werden, denn jeder Einzelne verteidigt in solcher Regulierung seine in der Erziehung produzierte Freiheit“ (Dreßen 1982, 9).

³⁸ Vgl. die Zusammenstellung von Untersuchungsergebnissen bei Bähler 2001.

Weil für immer weitere Gruppen von unselbstständig Beschäftigten der Grad der Selbstständigkeit erhöht, die „Droge“ Arbeit damit immer weiteren Kategorien von Menschen zugänglich gemacht, ja ihnen geradezu aufgedrängt wird, ist das Umsichgreifen der Arbeitssucht erklärlich³⁹. Arbeitssucht wird erstmals zu einem Massenphänomen. Für immer mehr Menschen wandelt sich „Arbeit“ darüber hinaus von einem sedativen zu einem stimulierenden Suchtmittel. Allerdings wird ein großer Teil der von Deregulierung Betroffenen Beschäftigungsverhältnisse einer neuen „Unterklasse“ weiter dem – sogar noch deregulierten – Kommando unterworfen bleiben. Sofern hier Arbeitssucht eine Rolle spielt⁴⁰, bleibt es vielleicht eher bei der oben erwähnten sedativen Wirkung.

Die Verschiebung der Arbeitssucht in Richtung Stimulans müssen wir vielleicht im Zusammenhang mit der allgemeinen Zunahme stimulierender Beschäftigungen auch in der sogenannten „Freizeit“ und in dem Verschwinden der Grenzen zwischen Freizeit und Arbeitszeit sehen. Darüber hinaus bedeutet ja die Ausbreitung der Arbeitssucht selbst wieder einen Beitrag zu einer allgemeinen Steigerung des Stress in der Gesellschaft mit der Folge der massenhaften Verstärkung der damit verbundenen Suchtkennzeichen. Sedative Wirkungen werden dagegen möglicherweise zunehmend von chemischen Mitteln erwartet (Amendt 2000, 10).

Was die Arbeitssucht für Leben und Gesundheit der Betroffenen und ihres Umfelds bedeutet, wurde schon diskutiert, ebenso die Folgen für die Gesellschaft – nicht nur, aber auch als wachsende Kosten für die angerichteten Schäden, Produktionsausfälle und für Therapien. Die Folgekosten für die Unternehmen, die diese Entwicklung – bewusst oder unbewusst – als „Dealer der Droge Arbeit“ (Richter et al. 1984) fördern, sind bisher kaum beachtet worden. Dafür gibt es Gründe. Zum Einen kann das Unternehmen die Produktivität der Vielarbeiter – vor allem in jungen Jahren – nutzen, ohne die später vermehrt anfallenden Folgekosten allein tragen zu müssen; sie werden zum Teil „externalisiert“. Zum Anderen liegt das sicher an der Spezifik der Entscheidungsprozesse im Management und der Nähe zur Sucht bei den Managern selbst, die ihnen den Blick für die Realität verstellt, insbesondere dadurch unterstützt, dass das einzelne Unternehmen Teil eines im Ganzen „süchtig“ funktionierendes System ist. Es ist über die Konkurrenz eingebunden in ein System, das auf dem Vergleichen⁴¹ aufbaut und darüber den „Zwang“ zur Grenzenlosigkeit, zum „nie Genug“ verallgemeinert.

Was hier im Wesentlichen für „westliche“ Industriegesellschaften skizziert ist, lässt sich mit Modifikationen für die „östlichen“ Industriegesellschaften, besonders Japan und Südkorea, rekonstruieren. In den ostasiatischen Gesellschaften hat der Prozess

³⁹ Vg. Dazu den Beitrag von Lothar Peter in diesem Band.

⁴⁰ Vgl. zu dieser Frage die Untersuchung von Kanai et al. (2001).

⁴¹ Vergleich ist die Grundlage jeder Bewertung, so wie die Äquivalenz Grundlage des Werts.

der Industrialisierung viel später eingesetzt und es hat nicht die Jahrhunderte lange Vorbereitungsphase gegeben. Die zerstörerischen Umwälzungen waren zunächst eine Reaktion auf die militärische und ökonomische Bedrohung aus dem „Westen“. Die Anpassung erfolgte in kürzester Zeit. Es hat in diesen Gesellschaften nie das Ausmaß an Regulierung und „Errungenschaften“ wie im Fordismus gegeben. Auf der Grundlage vieler vernichtender Niederlagen sowohl spontaner Bewegungen als auch der organisierten Arbeiterbewegungen wurde ein patriarchalisch strukturiertes System des *management by stress* etabliert. Obgleich die Abschottung des unmittelbaren Produktionsprozesses von der Marktkonkurrenz ähnlich wie im Fordismus weitgehend aufrecht erhalten wird, wird die Konkurrenz innerhalb der Belegschaften vom Management gezielt verschärft. Als Folge der Erziehung zum „Gemeinschaftsgeist“, die alle Institutionen der Gesellschaft erfasst, sind die Symptome von Sucht, insbesondere sogenannte „co-abhängige“ Verhaltensweisen (Abhängigkeit vom Urteil Anderer, Unfähigkeit zur Selbstabgrenzung, Gefühl der Verantwortung für Andere statt für sich selbst usw.)⁴² extrem ausgeprägt. Der Kapitalismus Ostasiens unterscheiden sich von der „westlichen“ Arbeitsgesellschaft nur in Details. Er ist eine später einsetzende Variante der im Europa des ausgehenden Mittelalters beginnenden Entwicklung.

Arbeitssucht ist im Grunde der Versuch, der unerträglichen Realität der Arbeitsgesellschaft dadurch zu entfliehen, dass wir uns besinnungslos ausgerechnet in Arbeit stürzen. Dies erklärt vielleicht auch die weit verbreitete Tendenz, die Existenz der Arbeitssucht gänzlich zu leugnen. Wenn wir sie anerkennen würden, müssten wir uns mit der Gesellschaft als Suchtgesellschaft auseinandersetzen.

Zwischenfazit

Am Anfang steht in Europa der Kampf des aufkommenden Bürgertums, sich aus den Fesseln des Feudalismus zu befreien. Zentrale Bedeutung bekommt dabei die Vorstellung, dass der Mensch nicht von der Natur (von Gott) abhängig, sondern dass er selbst Schöpfer sei. Diese Entspiritualisierung lässt den Menschen aber auch mit seiner Angst allein. Die Angst suchen die Protagonisten mit Askese und Arbeit zu bannen, um den praktischen Beweis zu erbringen, dass es nicht der Allmacht Gottes bedürfe, dass der Mensch vielmehr selbst allmächtig sei. Jeder schwächende Zweifel an dem Bestehenden bzw. an dem ablaufenden Prozess, d.h. jede Vorstellung einer Alternative, muss dazu ausgelöscht werden⁴³. Dabei entwickeln sie eine Zwangsneurose und diese richtet sich schließlich als Wut gegen die Schwächsten, die scheinbar faulenzenden und hemmungslos ihre Lüste befriedigenden Armen, weil

⁴² Vgl. die verblüffend ähnlichen Beobachtungen an Arbeitsplätzen in Deutschland, wie sie von Peter Stutz in diesem Band berichtet werden.

⁴³ vgl. den Hinweis von Horkheimer und Adorno, dass „die bloße Vorstellung des Draußen die eigentliche Quelle der Angst ist“ (Horkheimer/Adorno 1947, 27).

diese die Bourgeoisie durch ihre bloße unregulierte Existenz an dem ungestörten Ausleben ihrer Zwangsneurose hindern und gegen die Zumutungen der „neuen Zeit“ einen zähen Widerstand entwickeln..

Bevor es noch zur allgemeinen Produktion des Gebrauchswerts der Arbeitskraft kommt, setzt der Terror aus Angst vor dem Nichtfunktionieren der Konkurrenzgesellschaft ein. Der Terror führt über das kollektive Trauma immer neuer vernichtender Niederlagen schließlich zu einem Bedürfnis nach Identifikation. Damit diese gelingen kann, bedarf es jedoch noch eines positiven Inhalts, einer „Vision“⁴⁴. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Aufklärung und der Rationalismus sowie als praktisches Projekt die französische Revolution. Im 18. Jahrhundert nimmt der Terror auch den Charakter eines historischen Erziehungsprozesses zur Bildung des Menschen für das Zeitalter der Industrialisierung an. Die ökonomische Arbeitswertlehre liefert dabei zum Einen die wissenschaftliche Legitimation für die ursprüngliche Wut, zum Anderen den Inhalt der nötigen Identifikation mit dem industriellen System. Industrielle Produktion setzt ja nicht nur Industriearbeiter im engeren Sinne voraus, sondern erfordert die Durchsetzung von Selbst-Disziplin, Selbst-Beherrschung als allgemein notwendige Voraussetzungen der industriellen Gesellschaft als Ganzes. Ziel ist die Trennung des Individuums von seiner „ersten Natur“, das heißt von den eigenen Gefühlen und die freiwillige Unterwerfung unter das rational als ethisch richtig Erkannte. Die unterschiedlichsten Erziehungsmodelle laufen letztlich darauf hinaus, „zunächst zu vereinzeln, dann den Eigenwillen der Einzelnen zu brechen und schließlich die so geordneten als frei zu erklären. ... Die Freiheit kann dann allgemein zur Regulierung des unkontrollierten Lebens eingesetzt werden, denn jeder Einzelne verteidigt in solcher Regulierung seine in der Erziehung produzierte Freiheit“ (Dreßen 1982, 9). Die Konsequenz reicht weit über das Individuum hinaus: Es ist gesellschaftlich die Trennung von der lebendigen eigenen Geschichte als Grundlage für eine Anpassung an die abstrakte „Geschichte“ des Kapitals. Der Widerstand hat sich in diesem Prozess gewandelt vom Antagonismus hin zu einem Verteilungskampf. Wenn Bauerngenossenschaften oder Arbeitervereine anfangs noch der Versuch waren, entweder noch nicht zerstörte soziale Zusammenhänge zu erhalten oder an der Stelle schon zerstörter neue lebendige Zusammenhänge aufzubauen, so sind diese Organisationen heute – ob Raiffeisengenossenschaften oder Gewerkschaften – weitgehend Dienstleistungsunternehmen geworden⁴⁵.

Das Pathologische dieses Prozesses äußert sich heute in Symptomen, die in der Regel als individuelle Abweichung von der Normalität der kontrollierten Arbeitsgesellschaft aufgefasst werden. Sie werden dann als je eigenständige

⁴⁴ Vgl. diesen Aspekt bei der Herausbildung der Arbeitsgesellschaft in Südkorea in den ersten zwei Jahrzehnten nach 1945 in Heide 2000a, 31.

⁴⁵ Zu den Genossenschaften vgl. Heide 1996.

Krankheiten diagnostiziert und dem entsprechend mit dem Ziel einer Anpassung behandelt. Arbeitssucht ist jedoch nicht ein schlicht unangepasstes Verhalten, das man wie eine schlechte Angewohnheit einfach aberziehen kann. Wenn die gesellschaftliche Normalität zudem darin besteht, dass die Identifikation mit dem Aggressor „die Grundlage unserer Zivilisation“ ist (Gruen 1997, 85), dann ist die Strategie einer Anpassung an diese Normalität ohnehin fragwürdig. Sie würde – wenn sie denn gelänge – nur eine weitere Trennung vom Selbst bewirken, also auf noch mehr Selbstkontrolle und schließlich noch mehr Krankheit hinauslaufen.

Wege aus der Arbeitssucht

Bei der Auseinandersetzung mit der Arbeitssucht müssen wir uns der tiefen Verletzung bewusst sein, die ihr zu Grunde liegt. Der Ausgangspunkt von Veränderung liegt daher zunächst bei den einzelnen Betroffenen. Es ist der Punkt, an dem sie nicht mehr so weitermachen können und daher nicht mehr wollen. Sie sehen dann, dass sie die Verantwortung für ihr Leben nicht länger abwälzen können, sondern diese selbst übernehmen müssen. Sie suchen wieder mit ihrem Selbst in Kontakt zu kommen, ihre innere und äußere Isolation zu durchbrechen, ihre Ehrlichkeit wieder zu gewinnen und sich selbst wieder zu trauen. Da genau dies mit so großer Angst besetzt ist, können sie das in der Regel nicht allein. An erster Stelle steht die Durchbrechung der Vereinzelung und der vergleichenden Bewertung.

Wegen der unterschiedlichen gesellschaftlichen Situationen, in denen die Arbeitssüchtigen stecken, und den daher unterschiedlichen Ausprägungen der Sucht werden die konkreten Ansatzpunkte allerdings unterschiedlich sein. Für die Gruppe der „klassischen“ Arbeitssüchtigen in mehr oder weniger selbstständiger Stellung und mit einer recht großzügigen Verfügbarkeit über die „Droge“ Arbeit sowie für diejenigen Arbeitssüchtigen, die außerhalb der Erwerbsarbeit stehen, können die Selbsthilfegruppen der Anonymen Arbeitssüchtigen, die nach dem sogenannten 12-Schritte-Programm auch an der Wiedergewinnung der Spiritualität arbeiten, ein ganz entscheidendes Instrument der Genesung sein⁴⁶. Für die sich, wie oben gezeigt, rasch ausweitende Gruppe derjenigen, die – obwohl abhängig beschäftigt – mit immer mehr Verantwortung für ihren eigenen Arbeitsplatz belastet werden, wird der Ort der Arbeit, d.h. der Betrieb, immer wichtiger als Ort der Genesung. Das kann konkret heißen, dass die Menschen in einem Betrieb – wenn sie den destruktiven Sog der Arbeitssucht für sich erkennen – versuchen, die Besinnungslosigkeit zu durchbrechen, zur „Selbstbesinnung“, das heißt zu sich selbst und damit auch zu den anderen Betroffenen zu kommen und so die Isolation überwinden. Das wäre eine moderne Form des altehrwürdigen Begriffs Solidarität. Zwar muss damit gerechnet werden, dass dies bei der Unternehmensleitung Angstreaktionen auslöst,

⁴⁶ Vgl. den Beitrag von Claus Oellerking in diesem Band.

dass sie derartige kollektive Schritte zu unterbinden sucht⁴⁷, die spürbare Folge solcher erster Schritte solidarischen Handelns ist jedoch, dass sich die Angst vor Ausgrenzung, aber auch vor Einkommensverlust usw. real und begründet verringert⁴⁸. Gegenüber der bisherigen angstgetriebenen Besinnungslosigkeit ergibt sich aus der erst einmal partiellen Durchbrechung der Angst die Chance, zur Besinnung zu kommen. In diesem Prozess der konstruktiven Auseinandersetzung mit der Arbeitssucht könnten die Basisorganisationen der Gewerkschaften eine entscheidende Rolle bei der Aufhebung der Vereinzelung spielen.

Allerdings ist das nur der erste Schritt, denn Besinnung ist, wie schon deutlich geworden ist, nicht eine primär kognitive oder intellektuelle Frage. Da der zu Grunde liegende Suchtprozess ein ganz tiefes Muster ist, müssen die Betroffenen bereit werden, ihre bisherige Lebensweise in Frage zu stellen. Das weist weit über den Betrieb hinaus und hier werden auch die genannten Selbsthilfegruppen wieder wichtig. Schließlich wird das „Virus“ der Arbeitssucht gerade in Folge der Auflösung der Grenzen zwischen Arbeit und „Freizeit“ auch in die Gesellschaft als Ganzes eingeschleppt, die Besinnungslosigkeit am Arbeitsplatz trägt bei zur Verstärkung des Stress in der Gesellschaft. Auch die anderen vielfältigen Suchtformen müssen einbezogen werden. Und auch da geht Genesung nicht allein. Wenn die Isolation jedoch durchbrochen wird, kann sich die „Suchtspirale“ umkehren und es kann zu einem Prozess der „ansteckenden Gesundheit“ kommen.

Selbstverständlich muss auch über eine Ausweitung der betrieblichen Suchtprävention und -intervention von Alkoholismus und anderen stofflichen Suchtformen auf Arbeitssucht nachgedacht werden. Das könnte, wenn so etwas gelänge, zumindest die Rahmenbedingungen für selbst organisierte Genesungsprozesse zumindest verbessern helfen. Wie die bisherigen praktischen Erfahrungen auf betrieblicher Ebene zeigen, besteht hier bisher wenig Bereitschaft, wie auch aus dem Bericht von Elvira Behnken hervorgeht, und auch von Seiten der Betriebs- und Personalräte ist das Interesse, ja das Verständnis oft noch gering. Das ist bei der unmittelbaren Bindung der Arbeit an den Unternehmenszweck nicht verwunderlich.

Ein Wort noch zu „Therapien“, die von Unternehmens- und Organisationsberatern angeboten werden. Abgesehen von ihren meist oberflächlich auf Verhaltensänderung orientierten Ansätzen werfen sie die zu Therapierenden in der Regel auf sich selbst zurück, indem sie ihnen helfen, ihr Zeitmanagement – überhaupt ihr Selbstmanagement – zu verbessern. Damit sind diese Ansätze letztlich immer „funktional“ in dem Sinne, dass sie am Funktionieren des Betroffenen für das Unternehmen orientiert sind. Das dürfte auch bei allem „guten Willen“ der

⁴⁷ Vgl. das Interview der Zeitung „Metall“ mit dem Betriebsratsvorsitzenden Glißmann über das Beispiel von IBM, Düsseldorf (Glißmann 2000)

⁴⁸ Vgl. Heide 1999, 36.

Beteiligten schwer zu durchbrechen sein, da Genesung vom Suchtprozess auch eine offene Auseinandersetzung mit der Realität der Arbeitsgesellschaft erfordert. Das aber liefe ja „Gefahr“, dass zentrale Begriffe der Suchtgesellschaft wie Wert, Profit, Macht und Konkurrenz in Frage gestellt würden.

Um aus der Suchtgesellschaft herauszukommen, um uns die Muße wieder anzueignen, brauchen wir neue solidarische Formen von Individualität und Kollektivität jenseits von „Interessenvertretung“ und „Politik“.

Literatur:

Amendt, Günther (2000): No Drugs – No Future. Über psychoaktive Substanzen im postfordistischen Zeitalter. Manuskript eines Essays, gesendet im NDR4 am 21.05.2000.

Bähler, Rudolf (2001): „Überstund tut selten gut“. In „Cash“ vom 06.09.2001. Zürich.

Burke, Ronald J. (2001): Editorial: Workaholism in Organizations. *International Journal of Stress Management*. Vol. 8. No. 2. New York.

Cho, Hae-Joang (1998): The Formation of Subjectivity within Uneven Development. Manuscript. Yonsei University. Seoul.

Cumings, Bruce (1987): Korea's Place in the Sun. New York and London.

‘**Diagnose Arbeitssucht**’ Sendung auf 3sat am 25.02.1999. <http://www.media-crew-mitte.de/wv/arbeitssucht/worka.html>

Dreßen, Wolfgang (1982): Die pädagogische Maschine. Zur Geschichte des industrialisierten Bewusstseins in Preußen/Deutschland. Frankfurt am Main usw.

Fassel, Diane (1994): Wir arbeiten uns noch zu Tode. Die vielen Gesichter der Arbeitssucht. München.

Ferenczi, Sándor (1933): Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft. In: Schriften zur Psychoanalyse. Vol II.

Freud, Anna (1980[1936]): Das Ich und die Abwehrmechanismen. In: Die Schriften der Anna Freud. Bd. I. München.

Gleißmann, Wilfried (2000): Interview in „Metall“ – Zeitschrift der IG Metall, Heft 1/2000.

Gruen, Arno (2000): Der Fremde in uns. Stuttgart.

Gruen, Arno (1997): Der Verlust des Mitgefühls. Über die Politik der Gleichgültigkeit. München.

Gruen, Arno (1986): Der Verrat am Selbst. Die Autonomie bei Mann und Frau. München.

- Heide, Holger** (1996): Paradigmenwechsel: Machbarkeit – Machtlosigkeit – Selbsthilfe. In: *Bremer Diskussionspapiere zur Institutionellen und Sozialökonomie*. Nr. 12. Universität Bremen.
- Heide, Holger** (1999): Gedanken über Solidarität. In: Gedanken über Menschenrechte und Solidarität. *Arbeitspapiere zur sozialökonomischen Ost-Asien-Forschung*. Nr. 7. SEARI. Universität Bremen.
- Heide, Holger** (2000a): Zur Bedeutung der Subjektivität für die südkoreanische Akkumulationsweise. In: Heide, Holger (Hg.): *Südkorea – Bewegung in der Krise*. Bremen
- Heide, Holger** (2000b): Individual and Social Economic Dimensions of Work Addiction. *Beiträge zur sozialökonomischen Handlungsforschung*. Heft 4. SEARI. Universität Bremen.
- Herman, Judith L.** (1993): Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. München.
- Hoffmann, Heinrich** (1845): *Der Struwwelpeter*. Frankfurt am Main.
- Horkheimer, Max, und Adorno, Theodor W.** (1969 [1944]): *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main (Fischer).
- Kanai, Atsuko, and Wakabayashi, Mitsuru** (2001): Workaholism Among Japanese Blue-Collar Employees. *International Journal of Stress Management*. Vol. 8. No. 2. New York.
- Kato, Tetsuro** (1995): Workaholism: It's not in the Blood. In: *Look Japan*, Feb. 1995. Tokyo. [<http://www.ff.lij4u.or.jp/~katote/Home.html>]
- Krumboltz, Robert** (1898): Die Gewerbe der Stadt Münster bis zum Jahre 1661. Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. Leipzig.
- Kumazawa, Makoto** (1996): *Portraits of the Japanese Workplace: Labor Movements, Workers, and Managers*. Boulder.
- Kurz, Robert** (1999): Die Diktatur der abstrakten Zeit. Arbeit als Verhaltensstörung der Moderne. In: Kurz, Robert, et al. (Hg.): *Feierabend! Elf Attacken gegen die Arbeit*. Hamburg.
- Lambrou, Ursula** (1990): *Familienkrankheit Alkoholismus. Im Sog der Abhängigkeit*. Reinbek.
- Liessmann, Konrad Paul** (2000): Im Schweiß deines Angesichtes. Zum Begriff der Arbeit in den anthropologischen Konzepten der Moderne. In: Beck, Ulrich (Hg.): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Frankfurt am Main.
- Locke, John** (1668):
- Marx, Karl** (1978[1858]): *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*. Rohentwurf. Berlin.
- Marx, Karl** (1973[1867]): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Bd. 1. Berlin.
- Mentzel, Gerhard** (1979): Über die Arbeitssucht. In: *Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*. Jg. 25. S. 115 – 127.

Pietropinto, Anthony (1986): The Workaholic Spouse. Survey Analysis. In: *Medical Aspects of Human Sexuality*. May 1986. pp. 89-96.

Richter, B., **Gößmann**, S., **Steinmann**, Horst (1984): Arbeitssucht im Unternehmen. Zur Genese und einigen personalwirtschaftlichen Konsequenzen. *Diskussionsbeiträge* Nr. 24. Lehrstuhl Betriebswirtschaftslehre. Universität Erlangen-Nürnberg.

Robinson, Bryan E. (1998): Chained to the Desk. A Guidebook for Workaholics, their partners and Children, and the Clinicians Who Treat Them. New York and London.

Schmidbauer, Wolfgang (1998): ‚Ich wusste nie, was mit Vater ist‘. Das Trauma des Krieges. Reinbek.

Schaef, Anne Wilson (1998): Living in Process. New York.

Schor, Juliet (1991): The Overworked American: The Unexpected Decline of Leisure. New York.

Subkowski, Peter (2000): Die psychoanalytische Sicht der Abhängigkeitserkrankungen. In: *Psychotherapeut*. Bd. 4.

Thompson, Edward P. (1987): Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Frankfurt am Main.

Thompson, Edward P. (1980): Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus. In: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main.

Ure, Andrew (1835a): The Philosophy of Manufactures, or an Exposition of the Scientific, Moral and Commercial Economy of the Factory System of Great Britain. London.

Ure, Andrew (1835b): Das Fabrikwesen in wissenschaftlicher, moralischer und commercieller Hinsicht. Leipzig.

Voigtel, R. (1996): Zur Diagnose der Sucht. In: *Psyche*, Nr. 8.

Wardi, Dina (1997): Siegel der Erinnerung. Das Trauma des Holocaust. Psychotherapie mit Kindern von Überlebenden. Stuttgart.

Weber, Max (1968 [1905]): Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus. Tübingen.

* Aus: Holger Heide (Hg.) [2003]: Massenphänomen Arbeitssucht. Historische Hintergründe und aktuelle Entwicklung einer neuen Volkskrankheit. Bremen. ISBN 3-926529-36-9.